

durch die Struktur der Globalgesellschaft als durch die Struktur der städtischen Gesellschaft (in dieser Überordnung der Globalgesellschaft, was die Beeinflussung religiöser Wert- oder Haltungsentwicklung betrifft, traf sich Prades übrigens mit dem Referat von Remy, dessen Ausführungen über die Einordnung der kirchlichen Institutionen in der städtischen Gesellschaft ganz auf dieser Voraussetzung fußten).

Nach Prades bleibt den städtischen Strukturen als spezifische Aufgabe die Differenzierung der innerhalb der Globalgesellschaft entwickelten weltanschaulichen Grundhaltungen und damit auch der religiösen Werte. Das städtische Milieu wird, was die Entwicklung von Wertsystemen und weltanschaulichen Grundhaltungen betrifft, zum Pionier und Vorläufer der kulturellen Integration der Globalgesellschaft. Die städtische Gesellschaft wird zum Polarisationspunkt global-sozialer Entwicklung. Da innerhalb dieser Entwicklung im Hinblick auf die Entfaltung eines globalen Wertsystems die persönliche Verantwortung einen der Grundwerte bildet, muß sich die Kirche mit den daraus folgenden Adaptationsproblemen für ihr System von Institutionen auseinandersetzen.

Soziologie, Theologie und Kirche

Ohne daß die Referate unmittelbar Wegweisung für die Reform kirchlicher Pastoral sein wollten, war es doch eines der positivsten Ergebnisse der Konferenz von Barcelona, daß von seiten der soziologischen Forschung aus dem innerkirchlichen Raum manche unaufdringliche, aber harte Frage an die Kirche und die Theologie gerichtet wurde; Fragen, die wohl auch nur zu einem Teil von der Soziologie her beantwortet werden können (sie setzen das Zwiegespräch mit der Theologie voraus, ohne daß die kirchlichen Vertreter der Soziologie ihre Disziplin selbst mit theologischen Kategorien vermengen, eine Gefahr, die offenbar immer noch nicht ganz vermieden ist), die aber angesichts des gegenwärtigen Bemühens der Kirche um ein neues Verhältnis zur „Welt“ und ein tieferes Verständnis einer den traditionellen kirchlichen Strukturen entwachsenen Industriegesellschaft ihre heilsame Funktion hatten.

Dabei waren vor allem drei Fragenkomplexe angesprochen, die für die Kirche von elementarer Bedeutung sind: Wo liegt die Grenzlinie von „Religiösem“ und „Profana-

rum“ im kirchlichen Vollzug? (in diesem Zusammenhang tauchte auch öfters die Frage nach einer positiven soziologischen Interpretation des Phänomens der Säkularisierung auf); welche Folgerungen muß die Kirche als Institution ziehen, um einerseits ihre letztlich nicht mit innerweltlichen Kategorien faßbaren Eigenstrukturen in der konkreten gesellschaftlichen Verfassung der Gegenwart zu entwickeln und um andererseits zu neuen Führungsformen zu finden, die funktional wirksam und zugleich der erhöhten Selbstverantwortung des einzelnen gerecht werden; welche Folgerungen ergeben sich für die pastorale Planung (Strategie) der Kirche aus der Tatsache, daß die städtische Gesellschaft immer mehr oder gar ausschließlich zum Polarisationspunkt global-sozialer Entwicklung geworden ist und deshalb die Bewältigung des Phänomens der „Verstädterung“ die Voraussetzung für eine sozialkonforme Seelsorge und die aktive Präsenz der Kirche in der Gesellschaft ist. Die Art und Weise, wie diese Fragen gestellt wurden, zeigte, daß die kirchliche Religionssoziologie trotz mancher Unzulänglichkeit, die auch auf dieser Tagung festzustellen waren, daran ist, sich etwas von ihrer „Introvertiertheit“ zu befreien und sich (der Kirche wegen) einem breiteren Horizont zu öffnen.

Widerstände?

Nüchterne soziologische Analysen können für das kirchliche Denken revolutionierend wirken, und das kann zu Mißverständnissen führen und Widerstände hervorrufen. Trotz des wachsenden Interesses auch von seiten der Amtskirche an der religionssoziologischen Forschung fehlt es nicht an Hindernissen. Sowohl Schreuder in seinem Einleitungsreferat wie Spencer im Schlußwort bezogen sich darauf. Schreuder erwähnte die Auflösung der Newman Demographic Survey durch die englische Hierarchie, auch reglementierende Maßnahmen an deutschen Instituten. Es kam nicht von ungefähr, wenn Spencer fast leidenschaftlich die Verantwortung der Soziologen beschwor, über die Gesellschaft die Wahrheit zu sagen, und erklärte, das bedauerlichste sei, „beobachten zu müssen, daß in vielen Teilen der Welt das größte Hindernis gegen die Anwendung der Früchte der Arbeit des Sozialwissenschaftlers in der Kirche die Weigerung der zuständigen kirchlichen Autoritäten ist, die Publikation zu erlauben...“

Aus der Ökumene

Der 12. Deutsche Evangelische Kirchentag in Köln

Es wäre für eine katholische Zeitschrift leichter, über den Deutschen Evangelischen Kirchentag zu berichten, wenn er nicht gerade „Kirchentag“ hieße, sondern etwa einen Namen führte analog dem deutschen Katholikentag. Die Schwierigkeit wird dadurch nicht geringer, daß seine Führer gleichzeitig von der „evangelischen Laienbewegung“ sprechen, nicht ohne einen gewissen Akzent gegen die Landeskirchenregierungen. Man muß nun einmal bei der Sache bleiben, und diese gute legitime Sache, die einst Dr. Reinold v. Thadden-Trieglaff, der Begründer der Kirchentage, gemeint und erstrebt hat, war die Überwindung des evangelischen Konfessionalismus und des Landeskirchentums, zweier Erscheinungen, von denen je-

der Einsichtige heute weiß, daß sie im Zeitalter der Ökumene immer mehr zu Anachronismen werden. Aber bereits v. Thadden hatte sich nicht gegen die Landeskirchenregierungen durchsetzen können. Darüber konnten auch die Glanzzeiten der Kirchentage von Berlin und Leipzig nicht hinwegtäuschen, die der kirchlichen Einheit des deutschen Protestantismus und zugleich, warum auch nicht, der Einheit des deutschen Volkes dienten.

Inzwischen ist der große alte Mann abgetreten, aber seine Sache, die ja keine persönliche Erfindung, kein Hobby war, ist geblieben: das Ausbleiben der Kirche. Von dieser Sache brauchte der Generalsekretär des Kirchentags, Hans Hermann Walz, die Presse nicht abzulenken, wenn er fast zu werbemäßig von den diesmal nur 500 statt 700 Veranstaltungen sprach, die „viele bieten“, weil ja der Kirchentag „ein Forum des Protestantismus“ bleiben solle.

Der Kölner Kirchentag (vom 28. Juli bis 1. August 1965) war etwas anders als der von Dortmund vor zwei Jahren. Das zeigte schon die Losung: „In der Freiheit bestehen“, womit die „Freiheit in Christus“ nach dem Apostel Paulus (Gal. 5, 1 und 13) gemeint ist, während 1963 die Losung intellektuell abstrakt lautete: „Mit Konflikten leben“ (vgl. Herder-Korrespondenz 18. Jhg., S. 12f.). Gemeinsam aber war, daß dem Kirchentag wieder der heilsame Zuzug aus den Gemeinden der Sowjetzone fehlte, das heißt ein wesentliches Stück moderner Wirklichkeit. Gemeinsam war auch die Fortführung des heißen Themas der „Kirchenreform“, das schon in dem umstrittenen Vorbereitungsheft den meisten Staub aufgewirbelt hatte und zum Fernbleiben konservativer kirchlicher Kreise, vor allem aus Westfalen, im wesentlichen der saturierten Pietisten, führte, und diese ausbleibenden Besucher konnten nicht durch die erst 1000, dann rund 5000 „konservativen“ Posaunenbläser vollgültig ersetzt werden, die keine Mauern von Jericho oder Ninive mehr zum Einsturz bringen. Wiederholt wurden die intellektuellen Experimente von Dortmund zur Unterhaltung vor allem der Jugend am Abend, u. a. mit Bert Brechts üblich gewordenem „verrotteten Christen“, der allmählich eine Art Norm der Selbstgerechtigkeit problematischer Christen zu werden scheint, was sicher weit von Paulus fortführt.

Gemeinsam, ja fast stärker war diesmal die Präsenz der Ökumene, vor allem in der Person des Generalsekretärs des Weltrates der Kirchen, Visser 't Hooft, der sehr in den Vordergrund gestellt wurde — viel mehr als die einheimischen Kirchenhäupter — und der das notwendige Gegengewicht gegen den „Neuzugang“ der Kirchentage, Kardinäle, Prälaten, Priester, Ordensleute und sogar freundliche, gutwillige Nonnen, bilden mußte. Gemeinsam war, so empfindet es nun einmal der katholische Beobachter, mit vielen klarsehenden Evangelischen, die fehlende Mitte der eucharistischen Gnadengemeinschaft mit ihrer feierlichen Stille. Sie ist durch diese unermessliche Fülle der Worte nicht zu ersetzen, die es auf allen Veranstaltungen gegeben hat und die hernach besonders den Chronisten erdrückt, wenn er bergeweis die abgezogenen Texte sämtlicher Veranstaltungen vor Augen hat, ungerechnet die Presseberichte.

Die Gesamtkonzeption

Im Grunde aber war die Konzeption des Ganzen ziemlich klar und durchsichtig. Es gab nur zwei Arbeitsgruppen mit den beiden zentralen Problemen „Bibel und Gemeinde“ sowie „Kirchenreform“, sodann fünf Forumsgespräche, mit zahlreichen Vorlesungen fundamementiert, das erste über „Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft“ (Beteiligung rund 800—1000 Besucher), das zweite über „Mann und Frau“ mit allen heiklen Sonderfragen unserer Tage (Beteiligung rund 3000 und mehr), das dritte Forum: „Juden und Christen“ (rund 3000), Forum vier über „Vorfragen der Politik“ (kaum mehr als 2600) und Forum fünf: „Freiheit“ mit den besten Referaten und der stärksten Beteiligung. Bei der Eröffnung des Kirchentages am Abend des 28. Juli im Müngersdorfer Stadion waren mehr als 20 000 Besucher anwesend, darunter 12 000—13 000 Dauergäste, von denen jeder Zehnte aus der Ökumene kam. Auf der Schlußkundgebung vom 1. August hatten sich auf dem weitläufigen Nordfeld um das 15 Meter hohe Kreuz über 120 000 Menschen einge-

funden, eingerechnet Kölner Katholiken, zu wenig, um das weite Rund dieses Stadions zu füllen.

Zur Planung des Ganzen gab Generalsekretär Walz die Erklärung, der Kirchentag wolle mit seinen Darbietungen nicht provozieren, sondern evozieren, d. h. „die Christen und die Wohlstandskonsumenten, die wir sind, heraufrufen“ aus Trägheit und Konformismus mit starker Hinwendung auf die „Umkehr“ zum wirklichen Nächsten. Damit mag es zusammenhängen, daß die Bonner Prominenz auf diesem kritisch gestimmten Kirchentag nicht zu Wort kam, sondern mit den Ehrenplätzen vorliebnehmen mußte, eine Maßnahme, zu deren Durchführung immerhin einige Freiheit gehörte.

Es war gut, daß der neue Kirchentagspräsident, Richard v. Weizsäcker, der mit seinen 45 Jahren dem industriellen Management angehört und wohl für den vielgerühmten Stil der „neuen Sachlichkeit“ die Hauptverantwortung trägt — obwohl Manager am besten wissen, daß sie nur durch Teams führen können —, es war gut, daß er die Presse zur Vorsicht gegenüber Formeln und Überschriften ermahnte. Er halte es für nötig, so sagte er, daß die Kirche sich mit der immer schwerer zu verstehenden Welt befasse, damit der Glaube glaubwürdiger inmitten der neuen Wirklichkeit weitergegeben werden könne, denn mit dem Nachsprechen sei es nicht getan. Es war für seine wie seines berühmten Bruders Einstellung bezeichnend, daß beide empfahlen, in der Arbeitsgruppe „Bibel und Gemeinde“ die in der Tat unerhört eindrucksvollen Vorträge des Mainzer Exegeten Hans Walter Wolff über das Buch Jona anzuhören, eine bestürzende Darlegung der Bekehrungsbereitschaft der verkommenen Welt gegenüber der Feigheit und Selbstgerechtigkeit des Boten Gottes, dem erst allerhand Gewalt angetan werden muß, bis er seine Pflicht tut, und der sich dann noch ärgert über Gottes Güte. In dieser gezielten Auswahl des Buches Jona für die Bibelarbeit war eine prophetische Warnung Jesu Christi aufgegriffen worden (vgl. Matth. 12, 39f.), ohne daß von ihr die Rede war. Hier lag auch die zentrale und gewollte Pointe für die Selbsterkenntnis der „verfaßten Kirche“, d. h. der Landeskirchen, angesichts der scheinbar verlorenen und doch so umkehrbereiten Welt.

In diesem Zusammenhang muß gesagt werden, daß die Presse, die ja nicht überall sein konnte, die Öffentlichkeit ungewollt irreführte, weil sie sich sogleich auf den gewürztesten Beitrag des Kirchentages, das schon im Vorbereitungsheft herausgestellte Referat von Frau Dorothee Sölle, stürzte und ihre von der Schule Gogartens geschärften Thesen hervorzerzte, denn was diese in Köln geborene und tätige Studienrätin, Mutter von drei Kindern, in peinvoller Sachlichkeit vorbrachte, war nichts anderes als die Grundkonzeption des Kirchentages, die in vielen anderen Vorträgen genauso durchbrach, vor allem eben in den aufrüttelnden Exegesen von Professor Wolff über das Buch Jona.

Das Neue dieses Kirchentages war in der Tat seine eigentümliche Sachlichkeit, aber sie war doch nur der Vordergrund einer glühenden, mühsam verdeckten Leidenschaft, den Kirchentag zu einer Bußbewegung ohne den Jargon der kirchlichen Bußpredigten werden zu lassen, ohne Gezeter gegen die Diktatur der Unanständigkeit, ohne den Ruf nach der Staatshilfe für „saubere Leinwand“.

Umkehr der reichen Christenheit?

Schon die Eröffnungspredigten von Visser 't Hooft und Martin Niemöller waren auf die Umkehr der „reichen

Christenheit“ angelegt mit dem Evangelium vom ungerichten und nicht vergebungsbereiten Verwalter als Vorlage. „Die Welt hat recht, wenn sie sagt, daß die Kirchen unendlich mehr über die Vergebung geredet haben, als daß sie Vergebung in ihrem eigenen Leben praktiziert haben...“, sagte Visser 't Hooft. Er meinte, die bisher geleistete Entwicklungshilfe der ehemaligen Kolonialmächte sei nicht genug. Die reichen Länder seien „noch immer nicht bereit, für eine echte soziale Gerechtigkeit auf weltweiter Basis einzutreten“. Immer noch werde in einigen Teilen der Welt die schwarze Rasse unterdrückt, und internationale Probleme würden immer noch mit brutaler Gewalt gelöst. Sorge um die Welt, nicht eigentlich die Freiheit, sondern das verantwortungsbereite Freisein für den notwendigsten Gottesdienst an der Welt war das Thema.

Dafür sollte die Arbeitsgruppe „Bibel und Gemeinde“ viele Christen überhaupt erst öffnen. War auch das Buch Jona die Hauptsache, so wurde doch ernsthaft, aber leider wieder zu gelehrt versucht, den Frommen die biblische Realität zu erschließen, so von Willi Marxen, Ordinarius in Münster i. W., mit seinem Referat „Jesus hat viele Namen“, Namen, die ihm zugewachsen sind, mit denen man ihn aber nicht identifizieren könne. Die Frage, wer er eigentlich sei, sei eine legitime, von Jesus selber bei Cäsarea provozierte Frage, und die Antwort des Petrus sei eben nur teilweise richtig und mehr falsch als wahr gewesen. Walter Kreck, Ordinarius in Bonn, behandelte bewußt das sehr umstrittene Thema: „Die Gemeinde braucht die Kritik der Bibel“, und er gab sich alle Mühe, die Hörer für die moderne Bibelkritik zu gewinnen, vergeblich, wie der Abschluß der Diskussion zeigte. Vielleicht war das Gebotene doch zu professoral. Der einfache Gläubige, der Jesus verbunden ist, kann nun einmal verlangen, daß man mit ihm nicht in der Sprache der „Schriftgelehrten“ redet. Daß die einfache Sprache auch dem Supergelehrten möglich ist, hat ohne Zweifel Carl Friedrich v. Weizsäcker unter Beweis gestellt, als er in Hemdsärmeln nicht so sehr über die Freiheit dozierte, sondern zu ihr verhalf, und keiner merkte, daß in diesem Kopf die schwierigsten physikalischen Formeln leben.

„Kirchenreform“

Was für die Arbeitsgruppe „Bibel und Gemeinde“ trotz des erheblichen Aufwandes an gelehrtem und evangelistischem Geist gilt, daß sie mit einer scharfen Dissonanz zwischen Gemeindefrömmigkeit und Universitätstheologie endete, das gilt im Grunde auch von der Arbeitsgruppe „Kirchenreform“, aber nicht, weil eine Frau so harte Worte wagte, denn neben ihr stand Hans Jochen Margull, Genf, vom Faith-and-Order-Referat und demnächst Gastprofessor in Tokio. Auch er unterstrich mit dem Blick auf die Welt, daß „die Kirche sich selbst im Wege steht“, und wünschte eine „Kirchenreform um jeden Preis“. Was er und Frau Sölle unter dem Thema „Kirche ist auch außerhalb der Kirche“ vorbrachten, waren ja im Grunde keine Neuigkeiten, sondern darüber, daß es eine „latente Kirche“ außerhalb der Kirche gibt, ist doch in zahlreichen Kommissionen des Weltrates der Kirchen auf Wunsch der Missionare schon bei der Vorbereitung der Dritten Vollversammlung von Neu-Delhi 1961 gehandelt worden, ebenso wie es eine erstarkende katholische Tradition gibt, die dann auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil, ja schon in der Eröffnungsansprache von Papst Johannes XXIII. über die konzernen-

trischen Kreise, in denen die Kirche um ihre sichtbare Mitte gegliedert sei, eine erhebliche Rolle gespielt hat. Daß nun endlich, wenn auch in anderer, in härterer und ungeschützterer Diktion, auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag davon die Rede war, immer das bußbereite Ninive vor Augen, das wird keinen Christen anfechten können; und das kann auch nicht von der Presse unter dem Schlagwort vereinnahmt werden: „Die evangelischen Laien rühren sich“, denn die eigens herausgestellte gelehrte Theologin Sölle kann man nicht gut als Laien bezeichnen, wenn sie sich auch mit Grund darüber beklagte, daß Eingaben von Laien von den evangelischen Kirchenbehörden zu den Akten gelegt werden. Warum darf das nicht laut gesagt werden? Warum soll man sich darüber ärgern, daß wir nach den Worten dieser Frau „in finsternen Zeiten leben“ und das Frommsein im Sinne der kirchlich Frommen sehr schwierig geworden ist? Das gilt für viele Menschen guten Willens.

Sicher kann man nicht gut theologisieren, wo nun die Grenze der „latenten Kirche“ derer, die, auch ohne von Christus zu wissen, seinen Willen tun — wie der barmherzige Samariter —, zu der „verfaßten Kirche“ liegt. Dazu ist der Kirchentag nicht da. Aber die Bereitschaft vieler seiner Teilnehmer, an die latente Kirche überhaupt zu denken, war nicht eben groß, wie es scheint. Der Christus, der inkognito an uns vorbeigeht, ist bedrohlich, aber von ihm selber stammt das Wort (Matth. 25, 31 ff.), und auch damals haben die Seinen etwas dumm gefragt, wo er denn eigentlich gewesen sei. Es ist wahr, daß „die Zukunft der Kirche davon abhängt, ob und wie ihre Mauern abgebaut oder durchlässiger gemacht werden können“, und von ihrer Fähigkeit zur Selbstkritik und Veränderung.

Wenn es eine Frage an die Arbeitsgruppe „Kirchenreform“ gäbe, dann wohl diese, die wir aus vielen evangelischen Stellungnahmen zum Zweiten Vatikanischen Konzil kennen: „Wo bleibt das evangelische Reformkonzil?“ Davon hörte man nichts, und so weit sollte die „neue Sachlichkeit“ vielleicht doch nicht gehen, daß sie auf ihre Weise dem Thema ausweicht, das ja erst die Deutschen Evangelischen Kirchentage ins Leben gerufen hat und das nicht von einer geschickten Veranstaltungsleitung, die „viele bieten“ will, irgend jemandem zuliebe ungeboden bleiben dürfte. Es sollte zu denken geben, daß die gewollt radikalen Thesen von Frau Sölle hernach besonders eifrig von den Hunderten fremdsprachiger ökumenischer Besucher diskutiert wurden.

Die Forumsgespräche

Die fünf verschiedenen Forumsveranstaltungen, hernach noch ergänzt durch ein Extraforum, nämlich das Gespräch zwischen Kardinal Jaeger und Präses Beckmann von der Evangelischen Kirche im Rheinland über das Konzil, als Sensation aufgemacht, aber im Grunde nur eine langjährige Vertrautheit des Gesprächs, die jetzt vor allem Volk mit längst bekannten Thesen dokumentiert wurde — das alles überschreitet bei weitem den möglichen Rahmen unserer Berichterstattung. Sinnvoller ist es, das herauszugreifen, was diesem Kirchentag ein eigenes Wesen, eine Zündkraft gegeben hat.

Was im Forum über „Arbeit, Wirtschaft und Gesellschaft“ durch Fachleute wie Helmut Becker, Berlin, Friedrich Karrenberg, Velbert, und selbst den katholischen Gast Paul Mikat, Kultusminister von Nordrhein-Westfalen, vorgetragen wurde, waren gute Dinge, die in der Forde-

nung nach der raschen Reform des Bildungswesens gipfelten und wohl etwas quer zu manchen Auswüchsen der liberal verstandenen „sozialen Marktwirtschaft“ lagen. Karrenberg machte es sehr deutlich, daß es in der EKD kaum einheitliche Stellungnahmen zu diesen Fragen gibt. Er war offenbar auch nicht ganz zufrieden mit den Anstößen, die die Denkschrift des Rates der EKD zur Eigentumsfrage seinerzeit gegeben hat. An diesen Themen wird es eben schmerzlich bewußt, daß zu ihrer Durchsetzung eine geeinte Kirche notwendig wäre. Karrenberg blieb auf der Generallinie des Kirchentages, wenn er zusammenfassend sagte, es gehe der kirchlichen Sozialarbeit „um Versachlichung, Entideologisierung, Nüchternheit, Wachhalten einer immer wieder in neuer Gestalt geforderten Verantwortung, um ein Stück gegenseitiger Verständigung, um Versöhnung und Befriedigung zum Wohl des Menschen und zum Lobpreis Gottes“. Aber diese Vorträge wie andere über „Chancengleichheit und Spielraum des einzelnen in der Industriegesellschaft“ zum Thema der Abhängigkeit und Freiheit der Person in der modernen Arbeitswelt waren es nicht, was diesem Kirchentag sein eigenes Gesicht gab.

„Mann und Frau“

Schon eher war es die Eindringlichkeit, mit der — sicher unter dem Einfluß des entsprechenden Referates im Welt-rat der Kirchen — durch Madeleine Barot, Genf, mit einem Vortrag über „Die neue Einstellung der Christen heute zur Ehe“ vertreten — alle Tabus der Ehe und der Geschlechtlichkeit offen und sorgsam besprochen wurden, eingeschlossen die verantwortliche Geburtenregelung. Aber die sehr langatmigen professoralen Ausführungen von Hermann Ringeling, Münster i. W., über das Thema „Was sagen Bibel und Kirche zur Liebe?“ waren gewiß nicht der Gipfel dessen, was geboten wurde, auch wenn — wieder den Frommen zum Trotz — für Unbefangenheit gegenüber dem Geschlechtsleben des Menschen eingetreten wurde und, sogar unter Zitierung von Carl Amery, unnötig böse Worte gegen das „muffige Milieu“ evangelischer Kleinbürgerlichkeit fielen mit der wohlbekanntesten Feststellung, daß die „Freiheit eines Christenmenschen“ vom einfachen Volk nie verstanden worden sei, was vielen katholischen Seelsorgern beinahe nach dem Mund geredet ist.

Sonst wurde verhältnismäßig konservativ daran festgehalten, daß ein vorehelicher Geschlechtsverkehr sowenig anzuraten sei wie eine Frühehe. Doch sollte man jungen Leuten den Weg in die Ehe nicht mit finsternen Mahnungen und Drohungen pflastern (Siegfried Keil, Marburg). Bei der Behandlung evangelischer Freiheit in der Geschlechtsmoral dürfe man weder alte Vorstellungen konservieren noch über alle Konventionen und Tabus hinweggehen und dem „Phantom einer ungewissen Natürlichkeit“ nachjagen. Naturgemäß war von einer Sakramentalität der Ehe nicht die Rede. Frau Barot erklärte sogar, es gäbe keine besondere christliche Form der Ehe, wohl aber „christliche Formen, die einmal eingegangene Ehe zu praktizieren“. Sie forderte entschieden die Abschaffung der patriarchalisch geordneten Familie, die auf einem vorchristlichen Fruchtbarkeits- und Ahnenkult beruhe; und von anderer Seite hörte man, daß das Ritual der Trauung, das von der Untertänigkeit der Frau unter dem Manne handele, abgeschafft werden solle zugunsten anderer Paulus-Worte, die die Gleichheit beider Eheleute in Christus belegen. Klug war die Warnung von einem Red-

ner: „Solange wir keine gesunde Sexualpädagogik anzubieten haben, müssen wir mit Sexualethik zurückhalten“ (Dr. med. Affemann).

„Juden und Christen“

Es gereicht dem Kölner Kirchentag zur Ehre, daß er sich viel Zeit nahm, wiederum das Thema „Juden und Christen“ mit großer Gründlichkeit abzuhandeln und bei den evangelischen Gemeinden mehr Verständnis dafür zu erwecken, daß Gott nicht ein anderes Volk neben den Juden erwählt hat, sondern Juden und Heiden in Jesus Christus ein Volk bilden. Dazu hatte man auch Ernst Simon, Ordinarius der Hebräischen Universität Jerusalem, als Referenten nach Köln gebeten. Er sprach über „das Zeugnis des Judentums“ und gab hilfreiche Wegweisung, wie allmählich die Last des Unheils zwischen Juden und Deutschen abgebaut werden kann. Die anderen Referenten waren der Hamburger Exeget Hans-Joachim Kraus, der „Israel als Gottes Zeuge“ (nach Jesaja 43, 8—13) auslegte, ferner war sehr wertvoll für die Praxis der Vortrag von Hans-Jochen Gamm, Oldenburg: „Was sagen wir unseren Kindern von den Juden?“ Günther Harder von der Freien Universität Berlin erläuterte an dem nicht oft genug zu bedenkenden Römerbrief, Kapitel 9—11, „Gottes Erbarmen über Juden und Heiden“, und Helmut Gollwitzer, Berlin, führte alle Fragen des Themas konkret zusammen auf die eine: „Christen begegnen Juden heute in Deutschland.“ Er leitete damit über zu einem Thema des Forums vier über Vorfragen der Politik, auf die wir hier nicht näher eingehen wollen, bis auf den Vorwurf, daß die deutsche Industrie sich in den Verdacht begeben habe, an der Nahostkrise auf beiden Seiten verdienen zu wollen, und solches Vorhaben wurde mit Recht zurückgewiesen.

Gebet für das Konzil

In der Frage „Juden und Christen“ wurde eine formulierte Erklärung vorgetragen, die sich auf die erwartete Deklaration der Vierten Session des Zweiten Vatikanischen Konzils bezieht. Sie lautet wörtlich:

„Wir gedenken in dankbarer Ehrfurcht der Initiativen des unvergessenen Papstes Johannes XXIII. Wir danken Kardinal Bea, seinen Mitarbeitern und vielen Mitgliedern des Vatikanischen Konzils in Rom für ihre Bemühungen um eine Konzilserklärung, die unzweideutig die Beschuldigung der Juden als Gottesmörder und jeden Antisemitismus als unvereinbar mit dem christlichen Glauben bezeichnet und die Verbundenheit der Christen mit den Juden bekennt. Der Entwurf Kardinal Beas begegnet sich mit der entsprechenden Erklärung der Weltkirchenkonferenz in Neu-Delhi 1961 und ist damit ein Zeichen übergreifender ökumenischer Gemeinschaft, und für uns ist es ein Zeichen ökumenischer Hoffnung gewesen, daß über zwei Drittel der Konzilsmitglieder bei einer vorläufigen Abstimmung schon diesem Entwurf ihre Zustimmung gegeben haben.“

Die bevorstehende letzte Session des Konzils begleiten wir wegen der Berichte von Widerständen gegen Beschluß und Verkündigung einer solchen Erklärung mit brüderlicher Sorge. Was in dieser Hinsicht auf dem Konzil entschieden wird, betrifft uns alle: es wird zur Fortdauer oder Überwindung einer alten, schweren Schuld und Schande der Christenheit beitragen. Deshalb begleiten wir mit Hoffnung und Fürbitte die Verhandlung über diese Konzilserklärung und fordern alle Christen in

Deutschland, zu welcher Konfession sie sich auch zählen, auf, im Sinne des Entwurfs von Kardinal Bea zu denken, zu sprechen und zu handeln.“

Die bedrohte und die angewandte Freiheit

Es bleibt nun vor allem darzulegen, was zum Hauptthema des Kirchentages Wesentliches gesagt wurde. Als erster sprach dazu der jüdische Gelehrte Max Horkheimer, Frankfurt a. M. Trotz aller Freiheitsparolen und Bemühungen um ihre Verwirklichung erleide die Freiheit — entgegen geläufigen Meinungen — mehr Rückschläge, als daß sie Fortschritte mache. Moderne Massenkommunikations- und Produktionsmittel, eigentlich dazu bestimmt, den Freiheitsraum des einzelnen zu sichern und zu vergrößern, hätten eher zur Einengung der Freiheit geführt, was hernach Karl Rahner SJ, der katholische Gast, an gewissen Werbesendungen des Fernsehens drastisch illustrierte. Horkheimer gab dem Theologen Rahner und dem Philosophen v. Weizsäcker das Stichwort: die Christen seien berufen, die Freiheit als Liebe zu verwirklichen.

Rahner, oftmals fast zu tiefeschürfend und für ungeübte evangelische Hörer sicher schwer verständlich, sprach über „Ursprünge unserer Freiheit“. Die Frage nach der Freiheit des Menschen sei immer eine Frage nach seinem Gegenüber, nach Gott. Gotteserfahrung und Freiheitserfahrung seien untrennbar voneinander, wenn auch auf katholischer Seite inzwischen erkannt worden ist, daß der von evangelischer Seite beanstandete Synergismus oder die „Mitwirkung“ des Menschen mit Gott falsch sei, weil Gott auch die Freiheit ermöglicht; denn Freiheit sei Gnade in der Wirklichkeit der gefallenen Welt. Die Lehre von der Freiheit, das war der Hauptsinn seiner Ausführungen, brauche nicht mehr ein Kontroverspunkt zwischen den beiden Konfessionen zu sein. Beiden habe es darum zu gehen, heute ein brauchbares Leitbild zur Gestaltung des Freiheitsraumes zu erarbeiten, angefangen bei der Lehre vom freien Glauben, der rechtfertigt, weil das Heil frei von Gott empfangen werden muß. Stark waren Rahners Warnungen vor den anonymen Mächten unserer pluralistischen Gesellschaft, die konkret den Freiheitsraum einengen, die öffentliche Meinung steuern, Massenpsychosen entfachen und Konsumbedürfnisse nach Belieben lenken, weil es Technik und Automation angeblich erzwingen. Seine Gedanken kamen nahe an einen jüngst gehaltenen Vortrag seines Ordensbruders v. Nell-Breuning über „Revolte der Verbraucher“ („Frankfurter Allgemeine Zeitung“, 30. 6. 65).

Rahner kam seinen evangelischen Hörern weit entgegen, wenn er die Erweiterung des bürgerlich-gesellschaftlichen Freiheitsraumes auf christliche Wurzeln zurückführte, so daß sie schon deshalb nicht für den Christen verdächtig sein dürfe, obwohl „die faktischen Christen keineswegs immer tolerant und freiheitlich gesinnt waren“. Es war wie eine Rechtfertigung für die Thesen von Dorothee Sölle von der „latenten Kirche außerhalb der Kirche“, wenn Rahner mit Betonung erklärte, „daß die Leidenschaft für Freiheit im gesellschaftlichen und kulturellen Raum grundsätzlich und auch faktisch eine christliche Leidenschaft ist“. Und erst von dieser Einsicht her sei es berechtigt und notwendig, zu erkennen, daß „die hochkomplizierte Gesellschaft der Zukunft zweifellos Bindungen erzwingen wird, denen gegenüber das Pathos eines individualistischen Liberalismus anachronistisch wirken wird. Wir Christen, die wir einen Personalismus, aber keinen Individualismus

vertreten, haben keinen Grund, jetzt verspätet uns für einen solchen Individualismus zu begeistern.“ Eine christliche Gesellschaftspolitik müsse angesichts der Zukunft auch den Mut zu Bindung und Zwang haben, um die Freiheit des einzelnen zugunsten der Freiheit der anderen zu begrenzen. Das waren politisch weitzielende Worte!

„Zumutungen der Freiheit“

So nannte der Hamburger Physiker und Philosoph Carl Fr. v. Weizsäcker, Bruder des Kirchenpräsidenten, seinen vielbesuchten Vortrag, der zusammen mit dem von Horkheimer und Rahner im „Kreuz-Verlag“, Stuttgart, erscheinen wird. Dieser auch als Träger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels wohlbekannte Gelehrte ist sicher kein geübter Kirchentagsredner, und was er sagte, war vordergründig sehr politisch, aber zum Schluß enthüllte sich mit großer Deutlichkeit ohne den Mißbrauch christlicher Worte die Substanz in seinen „hausbackenen Forderungen“. Er sagte, wie jeder da inmitten der Technisierung des Lebens an einer, an seiner eigenen Stelle die Freiheit betätigen kann, „und zwar sofort“, durch eine Versöhnung, durch einen Liebeserweis, eben durch das Nächstliegende, was — der Redner erinnerte daran nicht, aber jeder hörte es — Jesus in der Geschichte vom barmherzigen Samariter dem Schriftgelehrten sagte, der sich rechtfertigen wollte. Weizsäcker sagte rundheraus: Die Frage „Was kann der einzelne tun?“ enthalte, wenn wir bei ihr stehenbleiben, ein Ausweichen, eine Drückbergerei: „Der Einzelne kann genau das tun, was ihm zukommt. Die wenigen Einzelnen, denen große Entscheidungen zufallen, hängen ab vom Mitdenken, Mitwollen, Mithandeln der vielen Einzelnen, deren jeder scheinbar nur kleine Entscheidungen trifft. Sollten die Katastrophen über uns kommen, dann kommen sie, weil wir im Grunde das nicht gewollt haben, was sie abwehrt: den Gebrauch der Freiheit in liebender Einsicht, das Bestehen in der Freiheit . . .“

Aber bis zu diesem sehr einfachen, unausweichlichen Schluß war ein langer Weg zu durchmessen. Es war die Rede von den Gefahren der Freiheit in der Gesellschaft, daß es weise gewesen sei, die Notstandsgesetzgebung hinauszuschieben, daß die Regierung bei der Universitätsreform ihre Pflicht versäumt habe, daß es töricht sei, über das kapitalistische Geschäft mit sexuellen Filmen zu klagen; die Gefahren in der Weltpolitik, das sinnlose Beharren auf der nationalen Souveränität; die Gefahren in der biologischen Natur, die Sorglosigkeit gegenüber dem Phänomen der Bevölkerungsexplosion, die bald eine Geburtenbeschränkung von Staats wegen nötig machen werde. Der didaktisch wirksame Rundblick gelangte zur Paradoxie, daß „die tiefste Erfahrung des Menschen nicht der Mensch, sondern Gott ist“, also Freiheit und Ohnmacht zusammengehören. Was aber solle zur Verwirklichung der Freiheit geschehen? Wie Karl Rahner erklärte v. Weizsäcker, die drei Schlagworte der Französischen Revolution seien nicht ohne christliches Verständnis möglich, ganz gleich, ob seine Anhänger sich nun für Christen halten.

Weizsäcker forderte nicht nur das Nächstliegende, das jeder sofort tun soll, er forderte auch das noch nicht Realisierbare, das Waffenmonopol für eine übernationale Gewalt, weil der Weltfriede notwendig ist und es als Alternative nur den Untergang der Menschheit gibt. Auch hier empfahl er, praktisch denkend, ein Buch der beiden amerikanischen Juristen G. Clark und L. B. Sohn: „Der Weltfriede durch ein neues Weltrecht“ und erklärte, darin

sei die Realisierung der übernationalen Gewalt bis in alle Einzelheiten durchgedacht. So müsse es gemacht werden, und wer meine, es ginge nicht, der sei einen besseren Vorschlag schuldig. Das Buch sei „der Leuchtturm, der den Hafen anzeigt“, auch wenn die Realisierung hernach ganz anders verlaufen sollte. Ähnliches haben die Päpste seit Benedikt XV. gefordert. Dieser Gleichklang war in Köln fast wichtiger als der Handschlag zwischen Kardinal Frings und Präses Scharf oder das noble Zwiegespräch zwischen Kardinal Jaeger und Präses Beckmann, das die schwierigen Fragen umging.

Es war noch etwas überzeugend Praktisches in den Darlegungen von Carl Friedrich v. Weizsäcker. Er rechnete aus, daß die Menschen jeweils von wenigen gelenkt werden, man könne die Führungsschicht mit der Formel \sqrt{n} ausrechnen. In der Bundesrepublik mit ihren noch nicht 60 Millionen Einwohnern seien es rund 8000 Menschen, die alle übrigen lenken und formen. Das sei kein Grund, um über die Demokratie zu lästern, sondern es sei sehr tröstlich. Denn 60 Millionen Menschen könne man nicht ansprechen und überzeugen, aber die Mehrheit von 8000 Menschen, das sollte nicht unmöglich sein.

Der Abschluß

Die Schlußkundgebung des 1. August brachte demgegenüber eigentlich nichts Neues und Ungewöhnliches. Richard v. Weizsäcker und Visser 't Hooft faßten zusammen, und das Gelernte wurde nochmals wiederholt. Dabei fielen auch gute Worte über die katholischen Gastgeber. Gleichzeitig wurden die Laien ermahnt, nicht die tiefe dogmatische Kluft zwischen den Kirchen zu übersehen: „Wir sollten nicht den Versuch machen, sie durch Ungeduld und Demonstration zu überspielen. Dennoch ist unsere Aufgabe nicht Warten und Schweigen. Denn wir können es nicht verstehen, wenn Kraftaufwand für gegenseitige Absicherung getrieben wird. Auseinandersetzungen über Glaubenssätze sind nur zu verantworten, wenn sie der Überwindung der Zerrissenheit dienen. Vor allem dürfen wir Laien in unserem Denken und Tun nicht mißtrauisch sein. Im Gegenteil: an uns ist die Frage gerichtet: Was tragen wir selbst im täglichen Leben zur Überwindung der Gegensätze bei? Tauglich sind wir nur dort, wo es uns gelingt, praktisch zusammenzuwirken. In einer Welt, die unter Leid und Kampf die gemeinsamen Aufgaben der Menschheit sucht, ist die gesplante Christenheit unglaubwürdig.“

Der Präsident richtet dann auch die Frage an die evangelischen Kirchen: „Auch innerhalb unserer eigenen Kirche geht es für uns Laien darum, zu erkennen, wo unser Beitrag gebraucht wird. Wir hegen die wachsende Hoffnung, daß er hier nicht die Bekenntnisfrage betrifft . . .“ Viele, auch er selber, seien herangewachsen, ohne zu wissen, ob sie Lutheraner, Reformierte oder Unierte seien. Bei allem Respekt vor dem historisch Entstandenen „finden wir die Bedeutung solcher Unterschiede bei den Aufgaben unseres Lebens nicht vor“.

„Statt dessen begegnen wir tiefen Fragen, bei denen wir es mit uns selbst und untereinander oft so schwer haben.“ Die Gläubigen müßten untereinander alles aufbieten, um bei dem Abschirmen durch das Bekenntnis der Väter nicht stehenzubleiben. „Denn die Kirche ist nicht für sich selbst, sondern für diese uns gefährdende Welt da und teilt ihre Fragestellungen, Kirche soll Zeugnis geben. Dazu müssen wir unseren Glauben und Unglauben miteinander tragen. Unsere Sache ist nicht die eigene Verteidi-

gung und der Kampf gegen das, was andere Gläubige für wahr halten . . . Geborgenheit bietet nur der Glaube, den wir in der Wirklichkeit der Welt leidend und handelnd erfahren. In dieser Wirklichkeit sollten wir Laien helfen, Kirche und Welt einander zu öffnen.“

Von praktischer Bedeutung war sodann eine Reihe von Merksätzen, wie man mit dem Wohlstand fertig zu werden hat. Sehr wichtig und mit viel Beifall bedacht war die selbstverständliche Forderung, daß man nicht unterscheiden dürfe zwischen Wohlstandsmenschen, die nur an sich selber denken und genießen wollen, und Pflegemenschen, die um Gotteslohn arbeiten. Es war alles so praktisch, wie eben ein Mann des Managements denkt und rät. Und es war obendrein sehr geistvoll. Der Mann von einem Industrierwerk und der andere Mann vom Weltrat der Kirchen schlugen in dieselbe Kerbe: Handeln, Helfen, überall in der Welt. Das war das Neue dieses Kirchentages: ein Aufbruch zu erreichbaren Pflichten in einer gesammelten und gelösten Verfassung, die auch das Zuviel an Werbung nicht beeinträchtigen konnte.

Religionsfreiheit im Urteil des Weltrates der Kirchen

Eine der größten Entscheidungen über die Glaubwürdigkeit des Zweiten Vatikanischen Konzils hinsichtlich der Verwirklichung des Ökumenismusdekretes fällt nach dem Urteil führender Persönlichkeiten des Weltrates der Kirchen während der bevorstehenden Vierten Session durch die endliche Annahme der verzögerten Erklärung über die Religionsfreiheit. Sie gehört zwar nicht mehr unmittelbar zum Ökumenismusdekret, bildet aber dazu eine sachliche Ergänzung. Sie unterliegt daher auch der Federführung des Sekretariates zur Förderung der Einheit der Christen, obwohl der Entwurf sich nicht auf die Beziehungen zu den anderen christlichen Kirchen beschränkt. Nach Meinung maßgebender Konzilsväter bildet die Erklärung eine wesentliche Voraussetzung für ein fruchtbares und faires Gespräch mit der Welt dieser Zeit (vgl. hierzu die Analyse des der Dritten Session vorgelegten Entwurfes in: Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 85 f.).

Das vorgesteckte Ziel

Worum es bei dieser Entscheidung praktisch geht, hatte der Generalsekretär des Weltrates der Kirchen, Visser 't Hooft, nach der ersten Konferenz des Konsultativ-Ausschusses Genf—Rom mit der zuversichtlichen Erklärung umschrieben, er sei davon überzeugt, daß man das Schema über die Religionsfreiheit schon in den ersten Sitzungstagen in einer Form annehmen werde, der man auf seiten des Weltkirchenrates weitgehend zustimmen könne. „Damit wäre dann eine völlig neue Lage gegeben“, so meinte er, und zwar nicht nur für die Protestanten in Spanien und anderen katholischen Ländern, sondern dann werde die aus dem Mittelalter stammende Vorstellung von einem geschlossenen corpus christianum einem pluralistischen Denken weichen (vgl. Herder-Korrespondenz ds. Jhg., S. 456). Diese Bewertung ist zwar treffend, aber sie erklärt nicht ganz, was die erwartete Entscheidung des Konzils für die im Weltrat vereinten Kirchen bedeuten kann.

Zum rechten Verständnis der bevorstehenden Entscheidung und des Ausmaßes bzw. der Grenzen ihrer Wirk-